

ER PUTZT

Wettbewerbsbeitrag von Valeria Gordeev

für den Ingeborg-Bachmann-Preis 2023

ER PUTZT. Putzt die Spüle, putzt den Abfluss, nimmt das Abflusssieb heraus und reinigt die Unterseite des Abflusssiebs. Er schraubt das Abflusssieb auseinander, hebt den Gummiring an und entfernt den faulig darunter hervorkriechenden Schmutzrand. Auch den Gummiring reinigt er, indem er ihn mit Essig besprüht und beidseitig mit Zellstofftüchern abtupft (den Essigreiniger hat er selber hergestellt: aus Essigessenz, destilliertem Wasser und ein paar Tropfen japanischem Minzöl, das Minzöl ist sein Markenzeichen), dann steckt er die Teile wieder zusammen und verweilt einen Moment mit dem nun wieder einwandfrei sauberen, trockenpoliert funkelnden Abflusssieb in der Hand. Als nächstes wendet er sich den Ablaufschlitzen zu: fünf vertikale, am oberen Spülbeckenrand angesiedelte, nur wenige Millimeter breite Ausstanzungen, die das Becken vor dem Überlaufen schützen sollen. Weil die Spüle nur selten bis zu diesem Wasserstand gefüllt wird, sammelt sich dort hinter den Schlitzen immer besonders viel ungestört vor sich hin modernder Dreck. Wenn es nach ihm ginge, würde er Edelstahlscheuermilch verwenden. Er hat sich vorgenommen, nicht nur die Spüle zu säubern, sondern auch alle anderen aus Edelstahl gefertigten Oberflächen in und außerhalb der Küche an diesem Wochenende wieder zum Glänzen zu bringen, sie zu säubern, zu pflegen, aufzuarbeiten, mithilfe der Scheuermilch, die keine gewöhnliche Scheuermilch ist, sondern im Grunde eine Politur (es ist erstaunlich, wie nachlässig und selten Gegenstände des täglichen Gebrauchs im Allgemeinen gereinigt werden, sobald sie aus Edelstahl bestehen). Schon während des Vormittagsseminars hatte er angefangen, die Wohnung, die nicht seine ist, in Gedanken nach in Frage kommenden Gegenständen zu durchforsten, nach Töpfen und Kannen, Klinken, Gehäusen, doch jemand – seine Mutter – musste das Fläschchen umgestoßen

und den Inhalt über dem Boden des Spülschranks verteilt haben. Das heißt, erst hat sie die Flasche herausgenommen, sie geöffnet, einen kritischen Blick darauf geworfen, und sie dann nicht wieder richtig verschlossen, muss er annehmen. Diese Faulheit beim Zuschrauben von Deckeln, ein Segen für die Menschheit, würde sie endlich lernen, Deckel richtig zuzuschrauben – das Öffnen ist ihr gerade noch zuzumuten, das Zuschrauben jedoch übersteigt ihre Kräfte –, das Ergebnis: eine Lache, eingetrocknet, die sich über die ganze Fläche des Spülschranks verteilt, Lappen und Schwämme verklebt und auch alle anderen dort abgestellten Spezialreinigerflaschen in Mitleidenschaft gezogen hat, eine Sauerei. Inzwischen ruhen die Behälter ab gespült auf einem sauberen Geschirrtuch, und wenn der Spülschrank wieder trocken ist – er hat die Gelegenheit ergriffen und ihn mitsamt des von oben hineinragenden, leicht auseinanderzunehmenden, jedoch schwer wieder zusammenzusteckenden, Schleimbatzen und Haarknäule zum Vorschein bringenden Abflusssiphons (Betonung auf Siff) einer Grundreinigung unterzogen, höchste Zeit, da fährt man seelenruhig über die Oberflächen und lässt einen Höllenhund im Abfluss gedeihen, und dann die Lappen, aus Kleidungsstücken herausgeschnitten, ausfransend und grau, welcher Mensch dieses Jahrhunderts zerschneidet alte Lumpen, um daraus Stofflappen zu nähen? –, nach diesen Zumutungen (er erkannte eine Unterhose, seinen Kinderschlafanzug), später, wenn der Spülschrank wieder glänzt und duftet, kommen die Reinigungsmittelflaschen wieder zurück. Bis dahin sollen sie ruhig an seiner Seite bleiben, ein Bündnis für die Sauberkeit; er hat die Flaschen wie eine Raute beim Kegeln angeordnet, ein Anblick, der ihm gefällt. Der Glasreiniger, der Glasversiegler, die Möbelpolitur; ein paar Fläschchen, bei denen er mit Schmierseife experimentiert hatte, für den täglichen Gebrauch; eine Wischpflege aus dem Großhandel für Industriereinigungsprodukte, die einen Schutzfilm auf den Oberflächen hinterlässt; in einem Kanister, der nur noch zu einem Drittel gefüllt ist: Isopropanol; ein leider enttäuschender, leider selbst bei Übernachteinwirkung nicht durch die eingebrannten Rußrückstände dringender, sogenannter

Kraftgel-Backofenreiniger, von dem er sich viel versprochen hatte; ein Hygienespray (ohne Chlor, nachdem ihn Beschwerden erreicht hatten, aber es ist einfach nicht dasselbe) und natürlich: *Dan Klorix*, die zugegebenermaßen wirklich widerlich stinkende Chlorbombe gegen den Schimmelbefall und andere Rebellionen, massenvernichtend gegen alles, was da kriecht und fleucht, Göttervater der Keimfreiheit in einer himmelblauen Flasche, jede Berührung der Haut mit einem Brennen strafend, mit Brennen und Juckreiz, mit Blitzen, die die Handflächen röten, es juckt besonders entlang der Handlinien, dort frisst es sich geradezu hinein. Selbst in Handschuhen jucken einem hinterher die Hände, ein schlieriges Gefühl, als würde sich die Hautoberfläche überall dort, wo sie mit Chlor oder den Ausdünstungen davon in Berührung gekommen ist, um eine dünne, milli-millimeter dünne Schicht ablösen, ein μ Hautoberfläche abgetragen im Dienste der Reinheit, das wirkungsvollste Mittel in seinem Arsenal – sich die Hände zu waschen, macht es noch schlimmer, besser ist Handcreme, eine fette, panthenolhaltige Salbe. Er soll den Chlorreiniger nicht mehr verwenden, behält sich aber vor, ihn dann und wann, in Ausnahmefällen, noch mal ins Schlachtfeld zu schicken, wenn er den Kühlschrank abtaut, wenn er den Dunstabzug reinigt, wenn er sich hinkniet, um einen Blick in den Spalt zwischen Geschirrspüler und Herd zu werfen (*El Grotto* oder das *Tal des Ekels*) – in diesen Spalt wagt er sich nicht ohne chlorhaltigen Beistand, Spinnen, Fett und Staub; Soßenspritzer, die von oben hinabrinnen und dort, ohne die Einwirkung einer wischenden Hand, zu regelrechten Stalaktiten heranwachsen, würde er nicht freitags, zwei bis vier mal im Monat, je nachdem, ob Prüfungen anstehen oder nicht, vorbeischaun und das Nötigste erledigen. Für die Reinigung der Ablaufschlitze greift er nun jedenfalls zur gewöhnlichen *ja! Scheuermilch mit Zitrusfrische* (was sich anscheinend nur auf die Farbe bezieht, denn der Geruch ist ziemlich unauffällig), er hat einen Schluck davon auf einen Teller ausgegossen und fährt damit, Wattestäbchen in den Scheuermilchspiegel tauchend, über die Innenkanten und Rückseiten der Spülbeckenschlitze. Wenn man die Stiele in der Mitte knickt, erhält man ein

ideales Werkzeug, um auch die schwer erreichbaren Stellen zu erschließen, wie ein verlängerter Finger, spitzwinklig gekrümmt; er lässt ihn langsam über die Rückseite des Spülbeckens fahren. Wie zu erwarten: Die Enden der Wattestäbchen färben sich grau. Das Besondere an Edelstahlscheuermilch ist die feine Körnung ihrer Schleifelemente, grobkörnigere Mittel können die Stahloberfläche zerkratzen, was ihn zur Vorsicht anhält, ein Wischen ohne Kraft. Seine Mutter – neuerdings verwendet Lada ihm gegenüber immer den Vornamen ihrer Mutter, keine Ahnung, wo sie das her hat, *Nadja, unsere Mutter* – hat freitags Telefondienst und wird nicht vor zwei Uhr in der Nacht nach Hause kommen, er soll anrufen, wenn etwas ist. Früher führten die Tage, an denen er putzte, fast immer zu Streit zwischen ihm und seiner Mutter. Er wurde schon wütend, bevor er überhaupt angefangen hatte zu putzen, wobei man sagen muss, dass auch ihre vehemente Ironisierung, ihr Sich-lustig-machen über sein Ordnungsbedürfnis, das anders ausgeprägt sein mochte als ihres, das will er gar nicht bestreiten, einen Teil dazu beitrug, dass ihm die Zeit vor seinem Auszug, der Zivildienst und später, als er das Studium begonnen hatte, zumindest, was seine Mutter angeht, rückblickend als eine einzige, zusammenhängende, nur hin und wieder unterbrochene, bei der nächsten Gelegenheit jedoch wieder aufflammende Streiterei in Erinnerung geblieben ist. Inzwischen ist es sehr viel besser geworden. Er nimmt es längst nicht mehr persönlich, wenn die Schwämme vergammeln, wenn der Geschirrspüler verstopft oder im Staubsauger kein neuer Beutel eingesetzt worden ist. Er wechselt einfach einen neuen ein und ist nicht unglücklich, dass er gebraucht wird. Irgendwann, nimmt er sich vor, wird er das ganze Spülbecken einmal herausheben und sich die Rückseite ansehen, auch wenn das bedeutet, dass er die Silikonabdichtung erneuern muss, ein größeres Projekt. Fürs Erste begnügt er sich mit dem Bereich um die Ablaufschlitze, die er mithilfe der Wattestäbchen in einem einigermaßen zufriedenstellenden Radius sauber bekommt.

Der Wasserhahn. Typische Kalkflecken, scharfkantig umkrustete, matt versprenkelte, weiße, durchscheinende Flecken. Jeder Fleck ein getrockneter Wassertropfen. Oberflächenspannung. Die mineralischen Bestandteile sinken zu Boden und bilden eine Ablagerungsschicht, kristalline Strukturen, ein Zeichen der Wassergüte: Äonen Erdgeschichte sickern ins Grundwasser, bis sie ein kräftiger Ruck, Jahrtausende überwindend, eine Stichstraße hinauf an die Oberfläche befördert und sie auf Leitungen verteilt, in Leitungen verzweigt, kühl und sauber strömend zu den Menschen zurückkehren lässt. Kalkflecken kann man nur gern haben. In seiner Wohngemeinschaftsküche bekommt er nur selten Gelegenheit, sich mit Kalkablagerungen zu beschäftigen, weil er sie meistens schon entfernt hat, bevor sie zur Reife gelangen, während sie hier, um die leckenden Armaturen herum, eine regelrechte Küstenlinie entstehen lassen: von der Mischbatterie über die Abtropffläche, die Rinnen und Mulden umspielend bis zur Kante der Spülbeckenvertiefung. Der Feind des Kalkflecks ist der Essigreiniger; er sprüht die Kalkkruste großflächig ein. Einmal sind ihm im Badezimmer versehentlich die Noppen an den Ventilen der Duschbrause unter der Einwirkung von Zitronensäure dahingeschmolzen, da war Lada vielleicht zwei und seine Mutter zu einer Umschulung verreist. Er erinnert sich noch, wie er seine Schwester nach diesem Missgeschick, um sie nicht frierend unter eine tröpfelnde Dusche stellen zu müssen, in einem Eimer gebadet hat, einem hohen, länglichen Wischeimer aus Plastik, sie passte sitzend gut hinein. Und später: wie sie den Eimer durch die Wohnung schleifte, ihn vor ihm abstellte, erwartungsvoll. Sein Fehler damals, was den Duschkopf ruinierte, war die viel zu lange Einwirkzeit. – Er nimmt ein Wattestäbchen, schubst die Kalkschollen über die Klippe, aus den Kalkschollen wird ein Gries.

Vor Lada muss er die Wattestäbchen verstecken. Sie sitzt mit einer Freundin vor dem Fernseher und schaut *Emergency Room*, die zweite Folge schon. Aus dem Wohnzimmer dringt diese unglaublich ungemütliche Anfangsmelodie, die ihn schon vom Zuhören in Stress versetzt. Rettungstragen, die klappern, hektisch über Schwellen geschoben werden,

einklappen, ausklappen – *sie muss ausgerutscht sein, sie lag bewusstlos im Flur* –, jemand sagt: *innere Blutungen, Blutdruck fällt systolisch 60*, was auch immer das bedeuten soll, *abgeschwächtes Atemgeräusch und hypersonorer Klopfeschall*, eine Frauenstimme, die herunter zählt, während Türen aufgestoßen, Türen zugestoßen werden. Er hat sie ihr aufgezeichnet, weil sie ihn darum gebeten hat und weil er weiß, wie sich Verbote auf das Fernsehverhalten auswirken, zwei Folgen pro Videokassette, am Ende noch eine Folge *Es war einmal das Leben*, um von brüderlicher Seite ganz restriktionsfrei noch einen Vorschlag zu unterbreiten: Blutplättchen, die die Blutbahnen herunterrutschen, plaudern, schwatzen, jedes Blutplättchen sieht anders aus, hat ein anderes, individuelles Gesicht. Schön, so in den Menschen hineinschauen zu können, Antikörper fliegen herbei, es sind Eindringlinge gesichtet worden, Staphylokokken, zu Hilfe gerufene, rollende Müllfressereinheiten geben ihnen den Rest – sie könnte ruhig einmal anfangen, etwas mehr Ehrfurcht vor der Welt der Bakterien zu entwickeln, Stichwort Fernbedienung (er reinigt sie mit Interdentalbürsten, Wattestäbchen und Isopropanol und legt sie hinterher noch für eine Nacht in die Tiefkühltruhe) –, eine freundliche, ineinander greifende, funktionierende Gesellschaft, die ihren Aufgaben gewachsen ist, keine permanente, strukturelle Überforderung, die nicht grundlos erst ab sechzehn Jahren zugelassen ist. Und immer fehlen Ärzte, fehlen Betten, fehlen Operationssäle, als wäre es nicht möglich, zusätzliche Betten herrichten zu lassen, zusätzliche Ärzte einzustellen, zusätzliche Ärzte ausbilden zu lassen, zivilisatorisch eine Katastrophe. Als er das letzte Mal im Wohnzimmer war – er hatte sich nach ein paar Tassen für die obere Etage des Geschirrspülers umgesehen, wofür es erfahrungsgemäß keinen vielversprechenderen Ort gibt als das Regal hinter dem Sofa; sie benutzen das Bücherregal als wäre es eine Geschirrablage: Tassen und Teller, Schalen mitsamt ihren eingetrockneten Resten, er fand einen Joghurtbecher, eine *Yes-Törtchen*-Verpackung und ganz oben auf dem vorletzten Regalboden eine getrocknete, verschrumpelte Bananenschale, die er im ersten Moment, vor dem Versuch, sie wieder in Form zu bringen, für

einen Handschuh gehalten hatte, einen Handschuh aus schwarzem Leder –, als er dort oben auf einem Hocker stehend Abfälle einsammelte und zufällig nach unten sah, zeigte der Fernseher gerade einen Pulk von Rettungshelfern, die einen Jungen einlieferten, ein Kind wohlgemerkt, dem ein Kleiderhaken aus dem Hals heraus ragte; sein in Tränen aufgelöster, spanisch sprechender Vater richtete sich in Stoßbeten an die Krankenhausdecke. Beim nächsten, zufälligen Seitenblick erwischte er einen Mann, dem Blut aus dem Mund quoll, Blut über das Kinn schwappte, während er den Schwestern, die ihn umgaben, Beleidigungen zurief. Weitere Blicke blieben aus, weil er beschloss, alles möglicherweise noch in Pflanzkübeln oder der Schrankwand auf ihn wartende Geschirr zu einem späteren Zeitpunkt einzusammeln und das Wohnzimmer zu verlassen.

Was auffällt, wenn man dem Seriengeschehen nur akustisch folgt, ist, wie gleichbleibend die Szenen nach dem Prinzip von Schrecken und Besänftigung aneinander gereiht sind: Schrecken und Besänftigung, Schrecken und Besänftigung. Man könnte auch von Zuckerbrot und Peitsche sprechen, nur dass es eben stets mit einem Peitschenhieb beginnt und das Zuckerbrot erst hinterhergereicht wird. Es zieht sich über die ganze Folge. Auf die Aufregung, das Geschrei, das Fachvokabular folgen Phasen des Innehaltens, der Ruhe, des friedlich-witzelnden, freundlich-kollegialen Köpfe-Zusammensteckens. Man verabredet sich, bespricht die Feierabendpläne, bespricht den draußen niedergehenden Regen. Einer der Pfleger spielt hobbymäßig in einem Shakespeare-Ensemble und trägt zur Belustigung seiner Kolleginnen Textstrophen vor. Sehr irritierend: ein Arzt, es ist der Schleimer und Frauenheld in der Runde, spricht mit der deutschen Synchronstimme des Sternenflottenoffiziers William Riker. – Bis eine Tür aufschwingt und das Ganze wieder von vorne losgeht: Geschwüre brechen auf, Herzen bleiben stehen, Alarmtöne erklingen in asynchronem Gepiepe. Besonders unangenehm: das Gegeneinanderreiben der Defibrillatoren vor dem Einsetzen des elektrischen Schocks. Sollte es die Idee dieser Serie sein, Menschen, die Entspannung suchen, Ablenkung, Zerstreuung,

durch diese absichtsvoll grausame Darstellung der Arbeitswelt in einer Notaufnahme mit den eigenen, in Vergleich dazu wohl eher harmlos erscheinenden Zumutungen des Alltags zu versöhnen, will er bereit sein, dieser Serie eine Berechtigung unter Erwachsenen einzuräumen. Warum in aller Welt aber tut seine Schwester sich das an? Diese irrsinnig deprimierenden Geschichten: sterbende Mütter, sterbende Väter, Abschied nehmen von dem hirntoten Kind. Natürlich wäre ihm wohler, würde Lada etwas Altersgerechtes schauen, oder zumindest eine Kochsendung, sie liebt Kochsendungen, doch wäre er als großer Bruder ja ein vollkommener Anfänger, würde er versuchen, ihr Interesse auf diese Weise, mittels Verboten, einzudämmen, was man im Übrigen gut an dieser Freundin sehen kann, die sie aus der Schule mitgebracht hat und die Zuhause, da könnte er Wetten abschließen, noch nie vor einem Fernseher gesessen hat: Sitzt da wie in Trance, als wäre ein Raumschiff vor ihr gelandet. Und wenn er seiner Schwester die Folgen nicht aufzeichnet, bleibt sie wach bis zur Ausstrahlung, sitzt vor dem Bildschirm und schläft dort ein, da ist es doch besser, sie holt sie am Nachmittag nach. – Er schließt die Küchentür ein Stück, so weit, dass er noch mitbekommt, ob der Fernseher läuft, den Wortlaut und die Handlung aber nicht mehr verfolgen muss, während die Spüle sich mit Wasser füllt.

Mit den Wattestäbchen ist es etwas Anderes. Sie haben eine Vereinbarung getroffen, seine Mutter und er. Sie soll darauf achten, keine Wattestäbchen mehr zu kaufen, um es Lada, ihrer Tochter, leichter zu machen, sich die Ohren wie ein normaler Mensch mit warmem Wasser zu reinigen, was schließlich auch der Arzt empfohlen hat, zu dem er mit ihr gegangen ist, weil dabei ja auch alle möglichen Bakterien in die Ohren befördert werden, in die Ohren gestopft werden, Bakterien, Viren, Pilze, mit einer Reinigung hat das nichts zu tun. Es hat lange gedauert, bis seine Mutter das Problem ernst genommen hat. Dass etwas elterliche Strenge nötig sein wird, um ihre Tochter davon abzuhalten, sich ihre gerade einmal zehnjährigen Ohren von innen kaputt zu ... was auch immer sie da drinnen macht. Die Wattestäbchen, sie sagt Ohrenstäbchen, verschwinden in den Gehörgängen, verschwinden unter den Haaren, die nicht

zufällig gerade um die Ohren herum immer so zottelig verwuschelt sind, und sie sitzt da, selbstvergessen und mit offenem Mund, buchstäblich sabbernd, die eine Hand drehend, in der anderen ein frisches Stäbchenbündel. Die Haut in den Gehörgängen ist nicht dafür geschaffen, da haben Wattestäbchen einfach nichts zu suchen, es würde ihn nicht wundern, wenn sie irgendwo noch einen Vorrat gehortet hat, eigentlich dürften sie überhaupt nicht verkauft werden, diese Ohrenzerstörer, und dann die Tiefe. Er hatte es ihnen beiden erklärt, seiner Schwester, seiner Mutter – die übrigens, seien wir ehrlich, auch nicht mehr so richtig gut hört, von wegen du übertreibst, *Ты преувеличиваешь*; soll sie machen, was sie für richtig hält, aber bei Lada hat er ja wohl noch ein Wörtchen mitzureden –, dass diese Tauchgänge in ihrem Schädel (die Gehörgänge sind nur dreieinhalb Zentimeter lang, Wattestäbchen hingegen sieben), dass er nicht die geringste Lust hat, sie in einer Notaufnahme abgeben zu müssen, weil sie sich eine Verletzung des Trommelfells zugezogen hat, was früher oder später passieren wird. Schon beim Gedanken daran überkommt ihn ein Schwindel, seine kleine, winzig kleine Schwester; sie kann ihr Gehör verlieren, eine Entzündung herbeiführen – damit ist jetzt Schluss. Er nimmt die in der Mitte geknickten, an den Enden verfärbten, rosastieligen Ohrenzerstörer, die, so wie sie daliegen, wie er jetzt findet, aussehen, als hätte jemand Hakenkreuze auf einen Haufen geworfen, und wirft sie alle zusammen – Nazis raus – in den Müll.

Apropos: Ihm ist aufgefallen, dass weder seine Mutter, noch seine Schwester den Deckel des Mülleimers richtig aufsetzen, so wie sie auch die Mülltüten nie richtig einhängen, sodass er sich fragt, ob es vielleicht besser wäre, in Zukunft ganz auf den Deckel zu verzichten. Besser ohne als ihn so versiffen zu lassen. Er nimmt den Beutel heraus und verschließt ihn mit einem Knoten. Auch der Eimer sieht entsprechend aus: Unten, am Boden, ist ein Teebeutel festgetrocknet, Karottenschalen, eine Aufreißblase aus Metall. Aus dem Wohnzimmer dringen nun lautere Stimmen, Werbeunterbrechung. Er hört, wie seine Schwester etwas sagt,

das ihre Freundin zum Lachen bringt. Sie ist sehr lustig, wenn sie Werbesprüche nachahmt. Er könnte rübergehen und sie fragen, ob die Freundin noch zum Essen bleibt. Falls sie bleibt, müsste er sich noch etwas überlegen, weil es sonst mit den Fischstäbchen knapp werden könnte. Im Flur, neben den Schulranzen, lehnt ein blauer Geigenkasten; seit seine Schwester auf das Gymnasium gekommen ist, haben ihre Freundinnen immer Instrumententaschen bei sich. Konstantin sieht sie beide auf dem Teppich vor dem Fernseher sitzen und klopft gegen die offen stehende Tür.